



Werden Sie Kardinälin!

REPLIK Frauen wie Alina Hübner haben beste Chancen, wirbt Hildegund Keul von der Deutschen Bischofskonferenz. Interessante Positionen sind möglich, wenn die entscheidenden Männer das wollen

Von Hildegund Keul

Love it, change it or leave it.“ So lautet eine Empfehlung aus dem Management, wenn man in einer Institution arbeitet, an der man aus guten Gründen Kritik übt. Im Laufe meiner Arbeit als Theologin habe ich mehrfach erlebt, wie sich kompetente Frauen für Letzteres entschieden haben. Sie verlassen die Kirche, kehren der Theologie den Rücken und gehen andere Wege. Ich lerne viel von diesen Frauen, die sich leichtfüßig in anderen Welten bewegen. Dennoch hinterlässt ihr Weggehen eine schmerzliche Lücke.

An diese Frauen denke ich, während ich den Beitrag von Alina Rafaela Hübner lese. Welche Veränderungen braucht die katholische Kirche, damit junge kompetente Frauen, die an einer guten Karriere interessiert sind, sich in ihr verorten können? Damit sie einen Ort finden, an dem sie Wertschätzung erfahren, indem sie mit ihren Kompetenzen zum Zuge kommen – im Hauptberuf und freiwilligen Engagement? Diese Fragen wollen offen diskutiert werden, damit die neue Generation nicht der Kirche besagtes Armutzeugnis ausstellen wird. Dabei ist klar, dass sich die jungen Frauen weder von alten Geschlechterrollen noch von feministischen Zuschreibungen ihrer Müttergeneration festlegen lassen. Jede Generation hat das Recht, ihre eigenen Themen zu setzen.

Wie kann der Weg der Kirche in diesen Fragen aussehen? Dies wird an Universitäten, in

Diözesen und bei der Bischofskonferenz lebhaft diskutiert. Dass in Sachen Priesterweihe von Frauen keine Änderung absehbar ist, schätze ich genauso ein wie Hübner. Allerdings glaube ich nicht, dass sich Frauen deswegen nur in den hinteren Reihen der Kirche tummeln können, wo sie letztlich nichts zu sagen haben. Entscheidend ist vielmehr die Frage, für welche Führungsposition die sakramentale Priesterweihe tatsächlich notwendig ist. Das Zweite Vatikanische Konzil hat immerhin den Laien, Frauen und Männern gleichermaßen, zugesichert, dass sie aufgrund von Taufe und Firmung am priesterlichen, prophetischen und königlichen Amt Christi teilhaben, also am Dienst der Heiligung, Lehre und Leitung. Was dies konkret und speziell für Frauen in der Pastoral bedeutet, wird an den Universitäten zu wenig diskutiert.

2002 wurde erstmals in Deutschland eine Seelsorgeamtsleiterin ernannt, im Bistum Osnabrück. Damals war diese Besetzung innerkirchlich hoch umstritten, da man sich nicht vorstellen konnte, dass dieses Amt ohne die Priesterweihe ausgeübt werden kann. Heute ist es selbstverständlich. In fünf Bistümern werden die Pastoralabteilungen derzeit von Frauen geleitet, die damit die Pastoral der Zukunft entscheidend mitgestalten. Gutes Vorbild macht Schule.

Im Februar 2013 hat die Deutsche Bischofskonferenz in ihrer Erklärung über „Das Zusammenwirken von Frauen und Männern im Dienst und Leben der Kirche“ sehr klar gesagt: „Wir erwarten po-

sitive Folgen für Leben und Dienst der Kirche, wenn vermehrt Führungspositionen und Leitungsaufgaben von Frauen wahrgenommen werden. ... Wir werden daher verstärkt nach Möglichkeiten suchen, den Anteil von Frauen in Führungspositionen weiter zu erhöhen.“

Mit skeptischem Blick werde ich häufig gefragt, ob dies mehr als ein Lippenbekenntnis sei. Ja, ich denke schon. Zum einen waren die Diskussionen, die zu der Erklärung geführt haben, ernsthaft, intensiv und weiterführend. Zum anderen haben die Bischöfe sich vorgenommen, die Entwicklungen in diesem Bereich in fünf Jahren erneut zu prüfen. Wenn ich mir anschau, was die Bistümer – auch die Caritas mit ihrem Großprojekt „Gleichgestellt in Führung gehen“ – derzeit unternehmen, so bin ich gespannt auf die Ergebnisse im Jahr 2018.

Dabei haben wir noch andere Nüsse zu knacken, die in der Erklärung benannt werden: So soll das große Engagement von Frauen in Kirche und Gesellschaft in der kirchlichen Presse- und Öffentlichkeitsarbeit sichtbarer werden. Das Schlüsselwort ist hier: geschlechtersensibel. Es geht darum, spezifische Perspektiven von Frauen und Männern wahrzunehmen, sie miteinander ins Gespräch zu bringen und hieraus konkrete Handlungsoptionen abzuleiten.

Aber können Frauen ohne Priesterweihe wenn schon nicht an die Spitze, so doch in die erste Reihe kommen? In den Bistümern ist das punktuell bereits der Fall mit Justiziarinnen, Leiterinnen katho-



lischer Büros, Ordinariatsrätinnen, Caritas-Direktorinnen und, ganz klassisch, mit Äbtissinnen und Ordensleiterinnen.

Interessant ist in diesem Kontext auch jener Vorschlag, den einige Theologinnen und Theologen im Herbst 2013 an Papst Franziskus gerichtet haben mit der Bitte, „eine angemessene Anzahl von Frauen zu Kardinälen zu ernennen“. Papst Franziskus hat diesen Vorschlag abschlägig beantwortet. Allerdings steht der Ernennung von Frauen nur das neuere Kirchenrecht entgegen. Bis ins 19. Jahrhundert wurden Laien in Übereinstimmung mit dem Kirchenrecht gelegentlich zu Kardinälen ernannt. Da dieser Ehrentitel aus dem 4. Jahrhundert stammt, gibt es hierüber weder ein Jesuswort noch einen Paulusspruch und auch keine dogmatische Positionierung der Kirche. Eine solche Entscheidung würde die Realität und die öffentliche Wahrnehmung der katholischen Kirche verändern.

Dabei wäre nichts zu verlieren, aber viel zu gewinnen. Der Vorwurf des Männerbündischen wäre entkräftet. Frauen wären auf höchster Ebene an der Beratung des Papstes beteiligt, sie wären auf weltkirchlicher Ebene in die Mitverantwortung einbezogen, wären im Konklave dabei und würden den Papst mitwählen. Sie könnten in Rom ihren christlichen Glauben und ihre österliche Hoffnung einbringen. Damit würde sich die Kirche positiv von Dax-Unternehmen abheben, die sich gegen Frauen in Vorständen winden.

Dass Frauen in hohe Führungspositionen kommen, ist ein entscheidendes Anliegen, und zwar aus zwei Perspektiven, die beide untrennbar zusammengehören. Die erste Perspektive bringt Alina Rafaela Hübner pointiert ins Wort: die Chancengerechtigkeit. Hier hat sich in den letzten Jahrzehnten viel verändert. Zugleich ist der mögliche Wirkungsraum von Frauen längst noch nicht ausgeschöpft, viele Chancen warten noch darauf, realisiert zu werden. Ich weiß sehr wohl, mit welchen Schwierigkeiten dies manchmal verbunden ist. Dass Frauen mittlerweile gute Netzwerke bilden, in denen sie Unterstützung und Inspiration erhalten, ist hilfreich und zugleich ein gutes Zeichen.

Die zweite Perspektive richtet sich auf die Kirche und ihren Auftrag, dem Evan-

gelium in unserer Gesellschaft eine Stimme zu geben. Als Leiterin der Arbeitsstelle für Frauenseelsorge führe ich im Auftrag der Bischofskonferenz zum dritten Mal eine Weiterbildung für Frauen durch, die in der katholischen Kirche eine Führungsposition ausüben. Diese Frauen aus Pastoral und Bildungsarbeit, Schule und Caritas, Orden und Generalvikariat wirken aktiv an den Veränderungsprozessen mit, die derzeit in Kirche und Gesellschaft anstehen. Dabei stößt die erneute Option für die Armen, für die Papst Franziskus steht, auf große Resonanz. Sie wollen nicht in Führung gehen, weil sie Frauen sind, sondern weil sie als Frauen etwas zu sagen haben, auch dazu, wie Armut und Ausgrenzung verletzen. Manches Unternehmen in Deutschland könnte die Kirche um dieses kreative Potenzial beneiden.

Chancenreich, so ist die Situation für Frauen und für die Kirche insgesamt.

Beides gehört zusammen. Hier geht es nicht um ein Nullsummenspiel, in dem der Gewinn der einen den Verlust der anderen nach sich zieht. Ein solches Nullsummenspiel wäre verheerend und ist theologisch nicht zu vertreten. Die Kirche ist kein Männerbund, sondern Volk Gottes, Gemeinschaft aus Frauen, Männern und Kindern, aus Priestern und Laien, aus Alten und Jungen. Was dies bedeutet, das ist alltäglich neu zu bedenken, zu diskutieren und manchmal zu erstreiten.

Zeiten des Umbruchs sind Zeiten des Konflikts. Das zeigt sich in den derzeitigen Umstrukturierungen der Diözesen genauso wie in den Veränderungen der Geschlechterrollen. Dabei sehe ich eine große Gefahr darin, dass im Eifer der Auseinandersetzung ein Tunnelblick auf innerkirchliche Debatten entsteht. Statt Tunnelblick ist jedoch Weitblick mitten in die Gesellschaft und in weltweite Belange hinein angesagt. Wenn die junge Generation bei ihrer „Suche nach dem guten Leben“ nicht mehr viel von der Kirche erwartet, wie Alina Rafaela Hübner das andeutet, so ist dies eine Aufforderung, an der eigenen Autorität in Glaubensfragen zu arbeiten. Denn Autorität bedeutet, dass man etwas Weiterführendes zu sagen hat in Fragen, die sich wirklich stel-

len. Welche Perspektiven kann das Evangelium jungen Menschen heute erschließen – Perspektiven, die sie wirklich brauchen können in ihrer Freude und Angst, Trauer und Hoffnung?

Diese Frage erfordert einen geschärften Blick für die Zeichen der Zeit, zu denen auch der Umbruch der Geschlechterrollen gehört. Gerade junge Menschen stehen – durchaus mit geschlechterspezifischen Differenzen – in Situationen, die herausfordern, manchmal überfordern, und vor Lebensentscheidungen, die in ihrer Tragweite kaum abzusehen sind. Hier gilt es, den christlichen Glauben an die Auferstehung als Lebenskunst ins Spiel zu bringen: mitten in der schwierigen Entscheidungen zur Vereinbarkeit von Beruf, Familie und Ehrenamt; mitten in jener Verletzlichkeit, die Liebesbeziehungen in besonderer Weise auszeichnet; mitten im Engagement der jungen Generation für soziale Gerechtigkeit, ökologische Nachhaltigkeit und Frieden in Europa. Hier greift der Glaube an die Auferstehung, weil er die Kunst eröffnet, in einer offenen Zukunft auf die Liebe zu setzen und dem Leben selbst auf den brüchigen Pfaden der Hoffnung zu vertrauen.

In der Bibel ist es an erster Stelle Maria von Magdala, die für den Glauben an die Auferstehung als Lebenskunst steht (Johannes 20,1–18). Eine Frau, die ohnmächtig, verzweifelt und ohne jede Hoffnung am Grab eines geliebten Menschen steht, wandelt sich im Blick auf Jesus Christus zur ersten Zeugin der Auferstehung: widerständig, tatkräftig, geistreich. Die junge Kirche hat Maria Magdalena gebraucht, um eine Lebenskünstlerin aus der Geistkraft der Auferstehung zu werden. Genauso braucht die heutige Kirche Frauen, die zu jener Lebenskunst kirchlich und gesellschaftlich hinführen – mit Findigkeit und Führungsstärke, mit österlicher Hoffnung und pfingstlicher Geisteskraft.

Hildegund Keul ist Theologieprofessorin und Leiterin der Arbeitsstelle für Frauenseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz. Gerade ist bei Herder ihr Buch erschienen: „Auferstehung als Lebenskunst. Was das Christentum auszeichnet“.